

Armut in den USA

Ein Job, ein Auto, aber nicht genug zu essen

In der Corona-Krise sind Millionen US-Amerikaner auf Lebensmittelspenden angewiesen. Ein Besuch in Houston, wo auch die größte Tafel der Welt nicht alle versorgen kann

Eine Reportage von **Rieke Havertz**, Houston

16. Februar 2021, 20:18 Uhr / [477 Kommentare](#) /

Um 6.30 Uhr morgens parkt Kefah Allen ihren Wagen auf dem Seitenstreifen vor der Einfahrt der West Houston Assistance Ministries. Das frühe Aufstehen hat sich gelohnt, sie ist die erste in der Schlange. Eineinhalb Stunden später stehen hinter ihr mehr als 50 weitere Autos. Bis Allen mit ihrem Wagen an die Ausgabestation der Tafel im Stadtteil Westchase in Houston fahren kann, um Lebensmittel zu bekommen, wird eine weitere Stunde vergehen.

Die 49-Jährige ist gut vorbereitet, sie kennt die Wartezeiten. Zweimal im Monat steht sie hier mit ihrem Chevrolet-SUV, der schon bessere Tage gesehen hat. An diesem Morgen ist es ungewöhnlich kalt. Der Winter ist angekommen in der Stadt im südlichen US-Bundesstaat Texas, wo man Winter eigentlich nicht kennt. Allen hat eine Decke über sich geworfen, trägt eine Mütze und Handschuhe, die nicht zueinander passen. Hauptsache, die Hände sind warm.



Kefah Allen war um 6.30 Uhr die Erste in der Schlange vor der Tafel der West Houston Assistance Ministries. Freiwillige laden die Lebensmittel direkt in den Kofferraum. © Brandon Thibodeaux für ZEIT ONLINE

Durch das offene Seitenfenster beginnt Allen zu erzählen, am Anfang ein wenig nervös. Erst später lacht sie und macht beim Fotografieren Scherze über ihr Alter. Es ist nicht leicht, über die Hilfe zu sprechen, die sie braucht. Die ihre Familie braucht. "Es war schwer, diesen Schritt zu gehen", sagt Allen über ihren ersten Besuch bei der Tafel ganz am Anfang der Pandemie [<https://www.zeit.de/thema/coronavirus>]. Fast ein Jahr ist das jetzt her. Ihr Mann, der als Hausmeister arbeitet, hatte seinen Job verloren. Allen selbst arbeitet nicht. Obwohl die Ägypterin seit mehr als 20 Jahren in den USA [<https://www.zeit.de/thema/usa>] lebt, hat sie noch keinen Pass. So könnte sie zwar jobben, aber es leben auch noch zwei ihrer vier Kinder zu Hause, um die sie sich kümmert.

"Ich will meiner Familie doch helfen"

Die Familie kam klar, bis Allens Mann arbeitslos wurde. Der Regierungsscheck in Höhe von 600 Dollar als zusätzliche Corona-Hilfe reichte nicht. "Fleisch und Gemüse sind so teuer", sagt Allen. Also entschied sie sich, die Lebensmittelhilfe in Anspruch zu nehmen: "Ich will meiner Familie doch helfen."

Mittlerweile arbeitet ihr Mann wieder, finanziell bleibt es trotzdem eng. Die Gehaltsausfälle von ein paar Monaten lassen sich nicht so leicht kompensieren. Kefah Allen aber hofft, dass es bald besser wird. "Mein Mann und meine Kinder haben alle Joe Biden gewählt." Mehr finanzielle Hilfen und eine bessere Bekämpfung der Pandemie wünscht sich Allen, die auch im Wagen ihren Mundschutz trägt. Damit sie irgendwann nicht mehr anstehen muss, um etwas zu essen zu bekommen. Bislang ist das von Biden [<https://www.zeit.de/thema/joe-biden>] versprochene Hilfspaket noch nicht durch. Aber Allen, die als Nicht-US-Bürgerin nicht zur Wahl gehen darf, glaubt an ihn. "Ich hätte ihn auch gewählt", sagt sie.



"Es war schwer, diesen Schritt zu gehen", sagt Kefah Allen über ihren ersten Besuch bei der Tafel ganz am Anfang der Pandemie. © Brandon Thibodeaux für ZEIT ONLINE

So wie Kefah Allen geht es Millionen Amerikanerinnen und Amerikanern seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie. In einer regelmäßigen Umfrage der US-Zensusbehörde [<https://www.census.gov/data/experimental-data-products/household-pulse-survey.html>] gaben Ende Januar etwa 24 Millionen Erwachsene an, in der Vorwoche nicht genug Lebensmittel gehabt zu haben [<https://www.cbpp.org/research/poverty-and-inequality/tracking-the-covid-19-recessions-effects-on-food-housing-and>], um sich und ihre Familie versorgen zu können – hauptsächlich, weil sie es sich nicht leisten konnten, einzukaufen. Das sind etwa elf Prozent der Bevölkerung. 2019 lag der Wert bei einer Umfrage des Landwirtschaftsministeriums lediglich bei drei Prozent. Weitere Studien zeigen, dass vor allem alleinerziehende Mütter mit Kindern in der Pandemie oftmals nicht genug Geld haben [<https://www.brookings.edu/blog/up-front/2020/05/06/the-covid-19-crisis-has-already-left-too-many-children-hungry-in-america/#cancel>], um ihre Kinder ausreichend zu versorgen. Und so wurden überall im Land die Schlangen an den Tafeln länger und länger [<https://www.google.com/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=&cad=rja&uact=8&ved=2ahUKEwjt8uC6tuzuAhVt-yoKHf9DAOQQfjAOegQIERAC&url=https%3A%2F%2Fwww.zeit.de%2Fpolitik%2Fausland%2F2020-10%2Fngo-facing-hunger-west-virginia-armut-cynthia-kirkhart-usa-lebensmittelverteilung&usg=AOvVaw1dvFjbpPTZRTc81uX3dfDn>].

Gut zehn Meter hoch stapeln sich in Dutzenden Reihen Konserven



Freiwillige der Houston Food Bank sortieren und desinfizieren Packungen mit Lebensmitteln. Es ist nach eigenen Angaben derzeit die größte Tafel der Welt. © Brandon Thibodeaux für ZEIT ONLINE

Ein Großteil der Lebensmittel, die die Freiwilligen der West Houston Assistance Ministries in Kefah Allens Kofferraum laden, kommt von der Houston Food Bank. Eine halbe Stunde Fahrt auf der Schnellstraße entfernt – und damit noch nicht einmal annähernd am anderen Ende der Stadt – läuft Brian Greene durch Lagerhallen, die die Dimension einer riesigen Ikea-Filiale haben. Gut zehn Meter hoch stapeln sich in Dutzenden Reihen Konserven mit Bohnen, Mais, Zwiebeln, Kartoffeln, in der Kühlkammer lagert tiefgefrorenes Fleisch. Vor der Pandemie gingen im Schnitt elf Lastwagenladungen mit Lebensmitteln an die 1.500 Tafeln und Organisationen der Region, die das Essen an die Menschen verteilen. In jeden Lkw passen etwa 20.000 Kilogramm Waren. Seit der Pandemie verlassen jeden Tag mindestens 20 Lastwagen die Hallen. Damit ist die Houston Food Bank laut Greene die größte Tafel der Welt.

Er könnte täglich noch mehr Lkw beladen, der Bedarf ist da – aber die Ressourcen nicht. "Wir müssen die Lieferungen begrenzen, sonst kommen wir nicht mehr hinterher", sagt Greene, der seit 16 Jahren Geschäftsführer der Houston Food Bank ist. Was in den Lagern nach einer imposanten Masse an Essen aussieht, sind nur die haltbaren Vorräte. Diese Regale dürfen nie ganz leer sein. 40 Prozent der Lebensmittel sind verderbliche Waren, die nicht lange gelagert werden können.

Die Pandemie stellt die Logistik vor Herausforderungen, die Greene so noch nie erlebt hat. Als Hurrikan Katrina New Orleans traf, leitete er dort die Tafel. Es war auch beruflich ein dramatisches Ereignis, eine nie dagewesene Katastrophe. "Doch damals waren nur gewisse Bevölkerungsschichten betroffen und nur eine Region im Land", sagt Greene. Covid ist anders. Alle Menschen sind betroffen, überall in den USA. Die Tafeln können sich also nicht untereinander unterstützen, weil alle ausgelastet sind. Immer mehr Menschen stehen an, und es sind nicht die Ärmsten des Landes. Es sind die *working poor*

[<https://www.bls.gov/opub/reports/working-poor/2018/home.htm>], diejenigen, die zwar einen Job haben, der aber nicht mehr zum Leben reicht, was etwa die Daten der Klienten der Tafeln in Houston zeigen. Corona hat diese Krise noch verschärft. Knapp 40 Prozent der Menschen im Land könnte laut einer aktuellen Erhebung [<https://www.bankrate.com/banking/savings/financial-security-january-2021/>] eine unerwartete Rechnung über 1.000 Dollar begleichen. Fast die Hälfte aller Erwachsenen hat Schulden auf den im Schnitt vier Kreditkarten [<https://www.creditcards.com/credit-card-news/coronavirus-spring-debt-poll/#methodology>].



An langen Tischen werden unter anderem kleine Taschen mit Reis und Cornflakes für Schüler gepackt, die zu Hause nicht genug zu essen haben. © Brandon Thibodeaux für ZEIT ONLINE

Normalerweise arbeiten 1.000 Freiwillige täglich hier, jetzt sind es nur 250

Brian Greene bleibt trotzdem Optimist. Er arbeitet seit mehr als 30 Jahren bei unterschiedlichen Tafeln, spricht schnell, kennt jede Statistik und weiß aus allem etwas zu machen. Selbst das verdorbene Fleisch wird hier nicht weggeworfen, sondern als Tierfutter an eine örtliche Wolfsstation weitergegeben. Während Greene mit langen Schritten und Mundschutz mit Texas-Aufdruck durchs Lager läuft, spricht er an fast jeder Packstation, an jedem Regal mit einem der Mitarbeitenden. "Life's good", das Leben ist gut, ruft er einem Kollegen zu, der fragt, wie es ihm geht. Normalerweise arbeiten 1.000 Freiwillige täglich hier, jetzt, mit Hygienekonzept, sind es nur 250. Die Mitarbeiterinnen dürfen nicht mehr so dicht nebeneinander stehen. Etwa in dem Raum, in dem an langen Tischen kleine Taschen mit Reis und Cornflakes für Schüler gepackt werden, die zu Hause nicht genug zu essen haben. Wo vor der Pandemie alle eng an eng arbeiteten, müssen nun viel weniger Personen schauen, dass alles fertig wird. Das bringt die Abläufe extrem durcheinander.

Aber Aufgeben ist nicht Teil von Greenes Jobprofil. Die Pandemie hat dazu geführt, dass sehr viel mehr Menschen Hilfe brauchen. Gleichzeitig gibt es aber auch mehr Lebensmittel, weil Restaurants viel weniger Bedarf an dem haben, was die Landwirte produzieren. Die Tafeln profitieren davon. Und davon, dass die Menschen, die ein sorgenfreieres Leben führen, weniger Geld ausgeben können. Die Food Bank in Houston ist als Non-Profit-Organisation auf Spenden angewiesen, mehr als 20 Millionen Dollar erhielt sie allein im Jahr 2019 [<https://www.houstonfoodbank.org/about-us/our-financials/>], vor der Krise. Die Zahlen für das vergangene Jahr sind noch nicht vollständig, aber in der Lobby sind große Schecks von örtlichen Unternehmen ausgestellt, darauf stehen Beträge bis zu 75.000 Dollar.

Bis September, kalkuliert Greene, müssen sie auf dem Pandemie-Level weiterarbeiten. Vor Corona haben jedes Jahr 85.0000 Freiwillige den 370 Angestellten geholfen, die Organisation zu einem logistischen Präzisionsapparat zu machen. Die Freiwilligen, die jetzt nicht mehr kommen – weil sie Kontakte vermeiden wollen oder weil sie, wie die vielen Ruheständler, die traditionell helfen, Teil einer Risikogruppe sind –, hat die Houston Food Bank temporär mit Arbeitskräften ersetzt, die ihre Jobs im Gastgewerbe verloren haben. "Es sind diejenigen, die auch keinen Scheck von der Regierung bekommen", umschreibt Greene es. Menschen ohne Papiere. Hier verdienen sie 15 Dollar die Stunde. Die Food Bank zahlt einen freiwilligen Mindestlohn, nicht die 7,25 Dollar, die offiziell in Texas gelten. Damit wenigstens die Freiwilligen selbst nicht auf die Lebensmittel angewiesen sind, die sie zusammenpacken.

Er nennt es das "McDonald's-Prinzip"

Auf Dauer kann sich Greene das finanziell nicht leisten. "Wir müssen zu einer Normalität zurückfinden." Sein Ziel ist es, am Ende des Jahres knapp sieben Millionen Kilogramm Lebensmittel pro Monat auszuliefern. Das wäre immer noch mehr als in Vor-Corona-Zeiten. Aber machbarer als das, was sie seit einem Jahr leisten müssen: Einen fast verdoppelten Bedarf an Lebensmitteln zu organisieren und die Logistik mit weniger Personal zu stemmen, bringt die Food Bank trotz ihrer Größe an ihre Grenzen. Wenn Greene zum Beispiel Orangen von Landwirten übernimmt, spendet der Landwirt zwar das Obst. Doch die Pflücker, das Packen und den Transport finanziert die Food Bank. Denn zu verschenken haben auch die Landwirte meist nichts. Und die großen Supermärkte spenden zwar ihre Produkte, aber sortiert, gepackt und gelagert wird von Greenes Freiwilligen und Mitarbeitern.

Auch David Edwards vom Wesley Community Center im Norden der Stadt hat seine Tafel zum Drive-thru umgebaut, um während der Krise weiter zweimal die Woche geöffnet haben zu können. Er nennt es das "McDonald's-Prinzip": Am ersten Fenster können die Menschen auswählen, welche der Lebensmittel

sie wollen, die es an diesem Tag in den braunen und bunten Tüten gibt. Die knappen Lebensmittel sollen nicht im nächsten Mülleimer an der Ecke landen. Dabei wollen die meisten Kunden immer alles Angebotene, sagt Edwards. Am nächsten Fenster werden alle registriert. Zweimal im Monat kann man kommen. Genau wie bei der Tafel im Westen der Stadt könnten Edwards und seine Mitarbeiter auch hier in der Near Northside immer weiter Lebensmittel ausgeben, die Schlange würde nicht kürzer. Wenn sie nur genug hätten.



Kontaktlose Hilfe in Corona-Zeiten, auch das ist mittlerweile eingeübt. Dreimal in der Woche fahren rund 150 Autos durch die Packstraße der West Houston Assistance Ministries. © Brandon Thibodeaux für ZEIT ONLINE

Hinter dem kleinen Drive-thru ist ein Gemüsegarten, heute werden Möhren aus eigenem Anbau mit verteilt. Außerdem gibt es zwei Bienenstöcke, um die sich Edwards selbst kümmert. Vor der Pandemie kamen die Bedürftigen noch ins kleine Lager und gingen durch die Regalreihen wie in einem Supermarkt. Das war schon vor Corona zu eng, die Krise hat den geplanten Umbau beschleunigt. Zunächst wurden die Lebensmittel auf dem kleinen Parkplatz ausgegeben, im September war der Drive-thru schließlich fertig.

Die Ausgabe könnte jeden Tag öffnen, so groß ist die Nachfrage



Das Wesley Community Center im Norden Houstons hat einen eigenen Garten. Freiwillige ernten Gemüse, das an Bedürftige weitergegeben wird. © Brandon Thibodeaux für ZEIT ONLINE

Edwards berechnet seinen Bedarf an Produkten in Einkaufsstäten, die die Organisation pro Jahr verteilt. Im vergangenen Jahr waren es 80.000 Tüten, 87 Prozent mehr als 2019. "Viele unserer Klienten haben einen Job, aber es reicht trotzdem nicht mehr zum Leben", sagt Edwards. Er zeigt auf ein kleines, blau gestrichenes Haus gegenüber der Tafel. Es wird gerade renoviert, zwei Zimmer, ein Badezimmer. Sehr klein für amerikanische Standards. Der Besitzer, erzählt Edwards, wolle es spätestens im Sommer verkaufen – für 400.000 Dollar. Die Hochhäuser Downtowns sind von hier aus zu sehen, die Lage ist gut für Houston, in dessen Metropolregion knapp sieben Millionen Menschen leben. Das Viertel wird nach und nach gentrifiziert, das Leben teurer.

Zurück in Westchase ist von Gentrifizierung noch nicht viel zu sehen, das Zentrum etwas weiter entfernt. Aber auch in dieser Gegend entstehen schon vereinzelt Apartmentkomplexe mit Eigentumswohnungen. Bei der Tafel der West Houston Assistance Ministries wird seit ein paar Tagen nicht mehr nach dem Namen gefragt, wenn die Menschen sich für die Lebensmittelausgabe registrieren, sagt Mitarbeiterin Robyn Hardeway. Es wird nur die Postleitzahl notiert und wie viele Personen in einem Haushalt leben. Das soll die Scham nehmen. Gleichzeitig braucht die Organisation die Zahlen, wie viele kommen und wo in der Stadt sie leben, um Gelder zu beantragen und den Bedarf an Lebensmitteln zu koordinieren. Auch die West Houston Assistance Ministries könnten die Ausgabe jeden Tag öffnen, so groß ist die Nachfrage. "Es würde nie aufhören", sagt Hardeway. Vor der Pandemie haben sie 250 bis 450 Haushalte pro Woche versorgt. Jetzt sind es bis zu 700.



"Thank you" steht auf Tüten mit Lebensmitteln, die die West Houston Assistance Ministries ausgeben. © Brandon Thibodeaux für ZEIT ONLINE

Der 42-jährige John, der seinen richtigen Namen nicht sagen möchte, ist heute zum ersten Mal gekommen. Sein großes, weißes Auto ist gut in Schuss. Die Rückenlehne zurückgeklappt, vertreibt er sich die Wartezeit am Tablet. John hat sich vor zwei Jahren mit einem Reinigungsbetrieb selbstständig gemacht, zuvor hat er in Restaurants als Manager gearbeitet. "Zum Glück bin ich da vor der Pandemie raus", sagt er. Doch so viel besser läuft es für ihn jetzt auch nicht. 50 Prozent seines Einkommens sind weggebrochen. In der Familie leben seine Eltern, seine Frau, ein erwachsenes Kind und ein Baby. An sein Autofenster hat einer der Freiwilligen der Tafel "Hund / Größe 4" geschrieben. So wissen die anderen an den Ausgabestationen, dass John Hundefutter braucht, wenn etwas da ist, und Windeln Größe 4 fürs Kind.

"Ich brauche einfach Hilfe"

Über seine eigene Situation spricht John, der ursprünglich aus Bosnien über Deutschland vor dem Krieg geflohen ist und seit 20 Jahren einen amerikanischen Pass hat, nicht so gern. Er müsse sich um seine Familie kümmern, Rechnungen müssten bezahlt werden, deswegen sei er hier, "was bleibt mir anderes übrig", sagt er und streicht sich über den Dreitagebart. Lieber redet er über Politik. Darüber, wie beide Parteien vor der Wahl taktiert hätten, statt den Menschen zu helfen. Für John gibt es nur einen Weg raus aus der Krise: Das Land müsse wieder geöffnet werden, damit Menschen arbeiten könnten. In Texas gibt es allerdings kaum Corona-Einschränkungen, fast alle Geschäfte und Restaurants haben geöffnet, außer einer Maskenpflicht an den meisten öffentlichen Orten gibt es vom republikanischen Gouverneur Greg Abbott keine Vorgaben [<https://www.nytimes.com/interactive/2020/us/states-reopen-map-coronavirus.html>]. Die Zahl der Corona-Fälle liegt bei mehr als 2,5 Millionen. Aber Angst dürfe nicht der Antrieb sein, findet John. Er will arbeiten, er will sich selbst um seine Familie kümmern können.

Ein paar Autos hinter John sitzt Cecilia Chan in ihrer pinken Schlafanzugose mit weißen Herzen in ihrem Wagen und hofft auf Joe Biden. Donald Trump hat aus ihrer Sicht nichts dafür getan, die Corona-Pandemie in den Griff zu bekommen. Die 25-Jährige ist Krankenschwester. Sie hat gerade noch ein zweites Kind bekommen, im Auto ist es etwas unordentlich, einen Kindersitz hat sie noch nicht. Chan ist alleinerziehend, die Betreuung in der Pandemie ist schwierig. Deswegen arbeitet sie gerade nicht. "Das Geld reicht einfach nicht", sagt sie. Ein Freund habe ihr geraten, zur Tafel zu gehen. Das vierte Mal ist sie nun hier. Schwer ist ihr der Schritt nicht gefallen. "Ich brauche einfach Hilfe", sagt sie.



Cecilia Chan, 25, ist alleinerziehend, die Betreuung in der Pandemie ist schwierig. Deswegen arbeitet sie gerade nicht. "Das Geld reicht einfach nicht", sagt sie. © Brandon Thibodeaux für ZEIT ONLINE

Direkt nach der Schule hat Chan ihre Ausbildung gemacht, Vollzeit in einer Notaufnahme gearbeitet, bevor das zweite Kind geboren wurde. Außer einer Cousine, die auf die Kinder aufpasst, während Chan seit sieben Uhr in ihrem Auto sitzt und wartet, hat sie keine Familie in Houston. Ein neues Corona-Hilfspaket würde ihr helfen, sagt sie. Auch deshalb hat sie Biden gewählt. Solange kein zusätzliches Geld von der Regierung kommt, wird sie weiter auf die Lebensmittelhilfen angewiesen sein.

Mit wenigen Handgriffen wird das Essen in die Kofferräume gepackt

Drei Stationen dicht beieinander hat die Tafel an diesem Tag aufgebaut, Berge von Joghurt, Bananen, Brot und Konserven stehen bereit. Alles schon am Vortag gepackt, damit es reibungslos läuft. An einem Stand um die Ecke stehen kleinere Tüten bereit für die Obdachlosen, die kein Auto haben und keinen Kühlschrank. Sie kommen zu Fuß, manche schieben einen Einkaufswagen vor sich her, andere haben nur einen Rucksack.

Für Kefah Allen, Cecilia Chan und die anderen aus der Autoschlange geht es nach dem stundenlangen Warten dann ganz schnell. Mit wenigen Handgriffen wird das Essen in die Kofferräume gepackt. Kontaktlose Hilfe in Corona-Zeiten, auch das ist mittlerweile eingeübt. Dreimal in der Woche fahren hier rund 150 Autos durch die Packstraße, sagt Mitarbeiterin Robyn Hardway. An den meisten Tagen kommen mehr. Deswegen stellen sie irgendwann ein Schild auf und schließen die Schlange, damit sich nicht immer weiter Autos einreihen.

Auch deshalb hat sich Allen so früh auf den Weg gemacht: um nicht zu spät zu kommen. Für die Familie, das sagt sie immer wieder. Chan dagegen wollte es einfach hinter sich bringen. Resignation schwingt mit, wenn sie darüber spricht, nicht arbeiten zu können, um ihre Kinder zu versorgen, und deswegen nun hier stehen zu müssen. Auf dem Rücksitz ihres Wagens liegt ein großer, pinker Plüschteddy auf dem Rücken und starrt an die beigefarbene Decke. Für Chan und ihre Kinder reicht das, was sie an Lebensmitteln bekommt, eine Woche, manchmal länger. Eine Woche, in der sie sich keine Sorgen machen muss um das, was selbstverständlich sein sollte.